

Heinz Hillmann und Peter Hühn

Einführung. Forschungslage
Nachdenken über Familiengeschichten

aus: Heinz Hillmann und Peter Hühn (Hg.)

Lebendiger Umgang mit den Toten –
der moderne Familienroman in Europa und Übersee

S. 7–38

Hamburg University Press
Verlag der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg
Carl von Ossietzky

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf den Verlagswebseiten frei verfügbar (*open access*).

Die Deutsche Nationalbibliothek hat die Netzpublikation archiviert. Diese ist dauerhaft auf dem Archivserver der Deutschen Nationalbibliothek verfügbar.

Open access über die folgenden Webseiten:

Hamburg University Press –

http://hup.sub.uni-hamburg.de/purl/HamburgUP_HillmannHuehn_Familienroman

ISSN (Print) 2195-1128

ISSN (Internet) 2195-1136

Archivserver der Deutschen Nationalbibliothek – <http://deposit.ddb.de/index.htm>

Persistent Identifier: urn:nbn:de:gbv:18-3-1304

© 2012 Hamburg University Press, Verlag der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg
Carl von Ossietzky, Deutschland

Produktion: Elbe-Werkstätten GmbH, Hamburg, Deutschland
<http://www.elbe-werkstaetten.de/>

Veröffentlicht mit Unterstützung der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung, der
Abteilung Wissenschaftsförderung der Universität Hamburg und der
Mara und Holger Cassens-Stiftung

Inhalt

Einführung. Forschungslage

Heinz Hillmann und Peter Hühn

Nachdenken über Familiengeschichten 7

Kapitel 1

Heinz Hillmann

**Die Patriarchengeschichte im Alten Testament und ihre Fortschreibung
in *Die Kinder unseres Viertels* (1959/67) von Nagib Machfus** 39

Kapitel 2

Peter Hühn

Schauerliche Familiengeschichten: zur Plot-Struktur englischer ‚Gothic Novels‘ 85

Horace Walpole, *The Castle of Otranto* (1764), Matthew Lewis, *The Monk* (1796) und
Mary Shelley, *Frankenstein* (1818)

Kapitel 3

Robert Hodel

**Vom archaischen zum modernen Familienroman in den slavischen
Literaturen: vom späten 19. Jahrhunderts bis zur Stalinzeit** 105

Lev Tolstoj, *Anna Karenina* (1873–77), Andrej Platonow, *Čevengur* (1927–29) und andere

Kapitel 4

Solveig Malatrait

**Vom Fresko zum Mosaik? – Evolutionslinien des Familienromans im
Frankreich der Moderne** 141

Von Émile Zolas *Rougon-Macquart* (1871–93) zu Jean Rouauds *Les Champs d'honneur* (1990)

Kapitel 5

Heinz Hillmann

**Der Abstieg einer Kaufmannsfamilie im Fortschrittsjahrhundert und
der Aufstieg einer Unternehmerfamilie** 171

Thomas Mann, *Buddenbrooks. Verfall einer Familie* (1901) und Rudolf Herzog, *Die Wiskottens* (1905)

Kapitel 6

Peter Hühn

Von der archaischen Groß- zur modernen Kleinfamilie im britischen Kolonialreich 223

V. S. Naipaul, *A House for Mr Biswas* (1961)

Kapitel 7

*Peter Hühn***Der Verfall der traditionellen Familie und die Entstehung alternativer Kleinformen**

251

Virginia Woolf, *The Waves* (1931) und *The Years* (1937)

Kapitel 8

*Klaus Meyer-Minnemann***Familie im hispanoamerikanischen Roman**

287

Gabriel García Márquez, *Cien años de soledad* (1967) und Isabel Allende, *La casa de los espíritus* (1982)

Kapitel 9

*Peter Hühn***Die Konstruktion der Familie als Spiegel der modernen Gesellschaft in einer traditionellen Kultur**

317

Salman Rushdie, *Midnight's Children* (1981) und *The Moor's Last Sigh* (1995)

Kapitel 10

*Inge Hillmann***Die lähmende Gegenwart einer dunklen Vergangenheit – eine amerikanische Südstaatenfamilie**

353

William Faulkner, *Absalom, Absalom!* (1936)

Kapitel 11

*Heinz Hillmann***Lebendiger Umgang mit den Toten – gestärkte Gegenwärtigkeit**

389

Uwe Johnson, *Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl* (1970–83)

Kapitel 12

*Heinz Hillmann***Erschwerter Abschied und schwierige Vergegenwärtigung: deutsche Familiengeschichten um die Jahrtausendwende**

421

Wibke Bruhns, *Meines Vaters Land. Geschichte einer deutschen Familie* (2004) und Stephan Wackwitz, *Ein unsichtbares Land. Familienroman* (2005)**Die Autorinnen und Autoren**

454

Einführung. Forschungslage

Nachdenken über Familiengeschichten

Heinz Hillmann und Peter Hühn

Seit den Neunzigerjahren des letzten Jahrhunderts, so haben wir im Wintersemester 2005/06 unsere Vorlesung begonnen, gibt es in Deutschland wieder Familienromane – knapp 100 Jahre, nachdem sie bei uns fast ausgestorben waren. Aber wenn Thomas Mann mit den *Buddenbrooks* (1901), woran wir dann unvermeidlich denken, eine lange, wechselreiche Geschichte vom Aufstieg und Niedergang einer Familie erzählt, über vier oder gar fünf Generationen in der großen Geschichte der Ausweitung des Königreichs Friedrichs II. zum Kaiserreich Wilhelms II., auch wenn dabei nicht alle Generationen gleich ausführlich vor unser Auge gestellt worden sind – so verweilen die jüngsten Familienromane vorwiegend in der Vätergeneration, nachdem sie den Stammbaum nur kurz hinab- und wieder hinaufgeklettert sind, wie zum Beispiel Wibke Bruhns mit *Meines Vaters Land* (2004).

Es sind Last und Bedrängnis des Nationalsozialismus und des durch seine fortschreitende Pervertierung auch verdächtig gewordenen Nationalismus des Kaiserreichs, die Erzählerinnen und Erzähler festhält, die sie nicht freilässt weiter zurückzuschweifen, selbst dann, wenn ein regelrechtes Familienarchiv das ausführliche Material dafür bieten würde, aber nicht verwendet wird, wie im Fall Wibke Bruhns und in genauem Gegensatz zu Thomas Mann, der ja ein ähnliches Material tatsächlich voll ausgenutzt und die Familiengeschichte über ganze vier Generationen zurückerzählt hat. Wie gebannt blicken die neuen Erzähler fast ausschließlich auf die beiden letzten Generationen ihrer Herkunftsfamilie und deren wirtschaftliche, militärische und ideologische Verwicklungen. Natürlich besonders die der Väter, aber doch nicht mehr nur dieser allein. Denn die Familienromane sind eine neue Modellserie der ‚Väterromane‘, die ihnen vorausgegangen sind. Das Figurenensemble wird nun erweitert, wie Uwe Timms schon dar-

in bedeutsamer Titel *Am Beispiel meines Bruders* (2003) erkennen lässt. Aber sie erweitern auch den räumlichen und den zeitlichen Horizont, und sie erzählen detaillierter, aufmerksamer auf die Bedingungen des Handelns ihrer Figuren, sie forschen tiefer, um ein Verstehen bemüht, nicht etwa ohne Urteil, aber das Urteil geht nicht vorweg und steht nicht schon fest vor dem Verstehen, wie es noch die erste Erzählerstaffel der Vergangenheitsbewältigung tun musste, sodass die nächste Staffel der Väterromane schon differenzieren durfte, zumal die Anklagen inzwischen erhoben, die Urteile gefällt waren in den großen Prozessen der späten Fünfziger- und frühen Sechzigerjahre.

Die ‚Generationenromane‘ nehmen die forschende Geste der Väterromane auf, sie nehmen auch die Forschungen und Erzählungen der Historiker auf, zitieren und nennen sie manchmal sogar, mitten im literarischen Text, als ob sie selber Historiker wären, und arbeiten auch selbst wie diese an Quellen, die sie zitieren, an Fotografien, die sie betrachten, kommentieren und deuten, manchmal wie Allegorien lesen und übersetzen, wie Stephan Wackwitz sein *Unsichtbares Land* (2005) sichtbar macht. *Familienroman*, so nennt er im Untertitel sein Buch, als ob er es damit deutlich einstellen wollte in das neue Genre – aber der Untertitel täuscht oder führt noch in eine ganz andere Dimension, den verborgenen *Familienroman der Neurotiker* (1909), wie Freud ihn unter dem gleichen Titel beschrieben hat. Auf diese Weise wird der Roman zur Psychohistorie nicht nur der Familie, sondern der ganzen Nation, ja fast der Menschheitsgeschichte. Das ist vielleicht eine etwas angestrengte, überlastete und hypertrophe Überdeutung einer Familiengeschichte, aber damit steht dieses Werk keineswegs allein. Denn die Familie als Analogie, als Pars pro Toto (als Teil fürs Ganze) oder als eine ‚Metonymie‘ zu erzählen, das werden wir als eine allgemeine Tendenz in allen Generationenromanen finden.

Ohne uns also auf Deutschland und seine letzten Jahrzehnte fixieren und eingrenzen zu wollen, sind wir doch hier und in unseren Vorlesungen von dem Land ausgegangen, in dem wir leben, das uns aufgegeben ist und in dem der Familienroman eine so beträchtliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Bei der Kritik, in der Forschung inzwischen, bei den Verlagen, die seinen Namen gerne und schnell gebrauchen, als ob er ein Markenzeichen wäre, ein erwartetes Muster und ein festes Genre bezeichnen würde. Und auch die Leser sind interessiert – und das, obwohl sie fast alle in der seit dem 19. Jahrhundert üblich gewordenen Kleinfamilie leben, die sich

nachhaltig von der Groß- und Mehrgenerationenfamilie unterscheidet, von der doch diese Romane erzählen.

Die ‚Kleinfamilie‘ hat, naturgemäß, auch eine Vorfahrenreihe bis weit zurück, aber sie lebt nicht mit ihr, nicht in ihren Gedanken oder ihrem Gedächtnis und auch nicht in einem Haus, in einer Wirklichkeit. Die Kette der Generationen ist in ihre einzelnen Glieder zerfallen, wie in dem einzigen nichttypisch deutschen Familienroman, Thomas von Steinaeckers *Wallner lernt fliegen* (2007). Dieser Roman kümmert sich kaum um die Nazivergangenheit, er geht aber auch nicht – wie eine Rezension ganz richtig schreibt – in die „Buddenbrook-Falle“, sodass die Einheit der drei erzählten Generationen in drei auch kompositorisch heterogene Teile zerfällt und damit der heute üblichen Struktur der sich separierenden Generationen entspricht. Nun ist ja unter den Bedingungen der Moderne und Postmoderne nicht nur die Generationenkette auseinandergerissen worden, sondern hat auch die übrig gebliebene Klein- und Keimzelle der Gesellschaft ihre äußere Sesshaftigkeit und innere Festigkeit verloren.

Mit solchen Leiden und Lasten, mit den zugleich allseits geforderten Leistungen nach Alten-, Kranken- und Kinderfürsorge, nach größerer Nachwuchs- und entschiedenerer Erziehungsbereitschaft, und das alles bei notorisch gewordener Anfälligkeit der Dauer des Paars, das das alles bewältigen soll – mit all dem ist die kleine Familie in der Öffentlichkeit ein großes Thema geworden und dürfte umgekehrt die ‚Großfamilie‘ mit ihrem festen Gehäuse und ihrer langen Dauer eine heimliche Sehnsucht auslösen, der der Familienroman entgegenkommt. In Wackwitz‘ *Unsichtbarem Land* gibt es einen amerikanischen Onkel, der weit zurück in die frühe Neuzeit den Vorfahren nachgegangen und ihren Lebensorten in Europa nachgereist ist, ihre Tauf-, Heirats- und Todesdaten in den Kirchenbüchern gelesen hat; der das alles aufgeschrieben und seinem Neffen nach Deutschland geschickt hat, der diese Chronik literarisch nachschreibt und noch weiter zurück imaginiert, bis in die Völkerwanderungszeit.

Auf diese Weise wird nicht nur die jüngere Generationengeschichte, sondern auch die ‚Vor- und Urgeschichte‘ erzählt, durchaus eine Tendenz unserer Romane. Einen Mann wie Wackwitz‘ Onkel gibt es nicht nur im Roman, Vorfahrenforschung und Vorfahrenreisen geraten in Mode. In ihnen selbst und in der Erzählung holt man sich wieder die Traditionen, die Orte, das Haus, den Rhythmus des Lebens in Generationen, in die man sich damit einstellt und – hier darf man es vielleicht einmal sagen – einschreibt.

Man lebt in der Schrift statt im wirklichen Ganzen Haus, wie das Wilhelm Heinrich Riehl in *Die Familie* (1855) romantisierend genannt hat, als es sich aufzulösen begann, man lebt in der Chronik. So ähnlich wie Toni Buddenbrook im Roman sich in die Familienchronik hineinliest und schließlich hineinschreibt, als sie ihre Kindheits- und Jugenddaten vervollständigt mit dem Datum ihrer Verlobung, die erst in der Zukunft liegt, einer Zukunft mit Grünlich, die sie gar nicht will und die ihr der Geist der Chronik vorschreibt. – In der Schrift ist der alte Fluchtort noch einmal gesichert, ist das Ganze Haus wieder da, bei dessen Verkauf am Ende des Romans Toni, die bei allen Schicksalsschlägen immer so tapfere Toni, exemplarisch für ganze Generationen nach ihr und außerhalb dieses Romans, den Boden unter den Füßen verliert.

Die Generationenromane, vielleicht sogar quer zu ihrem deutschen Thema einer schlimmen Vergangenheit, bieten in einer modernen Gesellschaft Ersatz, und vielleicht auch Perspektiven für neue Ansätze. Ob allerdings nostalgisch-elegische Rückwärtsbewegungen und in die Zukunft entworfene Familien- und Gemeinschaftsutopien tauglich oder eher gefährlich sind, das lässt sich an russischen und südslawischen Romanen diskutieren und besonders an Leo Tolstois *Anna Karenina* (1873–77), Bora Stankovićs *Hadschi Gajka verheiratet sein Mädchen* (1910) und Andrej Platonovs *Antiutopie Tschewengur* (1927–29), die in unserem Buch ausführlicher behandelt sind. Es bleibt aber eine kritische Frage auch bei anderen Texten, wie wir überhaupt, was an einer Geschichte, in welcher Zeit, welchem Land und welcher Kultur auch immer sie spielt, charakteristisch und besonders auffällig ist, zum Anlass genommen haben, es als eine Tendenz in anderer oder weniger auffallender Gestalt im Vergleichen zu entdecken und zu beachten.

So ist zum Beispiel ein wichtiges, oft wiederkehrendes Merkmal von Familiengeschichten das ‚Erzählen des Erzählens‘ der Familiengeschichten: „Erzähl deinem Sohn, was der Herr an mir getan hat, als ich aus Ägypten auszog, damit das Gesetz des Herrn in deinem Mund sei“, so heißt es im zweiten Buch Mose über den Exodus, den Jan Assmann die Gründungsakte Israels genannt hat. Was hier ausdrücklich als ein Gebot für die auserwählte, zum Volk gewordene Familie formuliert ist, das kann als selbstverständliche Weitergabe, als ein quälender Zwang oder auch als lehrreiche Übung und Lust für Erzähler wie Hörer geschehen. Immer aber ist es notwendig, um Wiederholung, Konstanz und Kontinuität der Familie im Ablauf der Zeiten und Generationen zu sichern, um die kollektive Identität des Gan-

zen und den korporativen Geist in jedem seiner Mitglieder zu erzeugen. Die Erzählung ihrer Geschichte stiftet Zusammenhang und Zusammenhalt, innere Festigkeit, Kohäsion. In den *Buddenbrooks* ist es die Chronik, aber auch das Gespräch bei Tisch und bei Familienfesten oder ein Brief. Nagib Machfus, der große moderne Erzähler Ägyptens, führt in seinem Roman *Die Kinder unseres Viertels* (1956/67) die Patriarchengeschichte des Alten über das Neue Testament und den Koran hinaus bis in die Gegenwart fort als eine Familiengeschichte, die sich zu einem Viertel oder ganz Kairo ausweitet. Jede Sippe und jedes Stadtviertel vergewissern sich ihrer ursprünglichen und prophezeiten Gemeinsamkeit in Geschichten, Gesprächen und den Gesängen der Teestuben.

Uwe Johnson hat das Erzählverfahren und die schwierigen Verhaltensweisen der Familienmitglieder aufgenommen in seinen *Mutmaßungen über Jakob* (1959), die sich in seinem Roman *Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl* (1970–83) im letzten Drittel des Jahrhunderts erweitert haben zu einem Familien- und Mehrgenerationenroman, ja zu einem Roman der westlichen und der östlichen Welt. Gesine, selber Tochter und Enkelin, erzählt und erfindet für ihre Tochter Marie die Geschichten bis weit zurück und um den Globus herum; so wird der „rundum lebendige Umgang mit den Toten“, ihren Taten und Untaten, ihren Leiden und Leistungen zur narrativen Grammatik, mit der die Tochter sich übt, den schwierig widersprüchlichen Alltag in Amerika zu bewältigen und zu überstehen. Die Familiengeschichte wird gerade mit ihren Schreckensgeschichten zur unentbehrlichen Lebensgymnastik.

Die kleine Familie kann auf solche und andere Bestandsgarantien verzichten. Seit sie sich im Laufe des 19. Jahrhunderts allmählich herausgebildet hat – in der Stadt früher als auf dem Land – konnte und musste sie nahezu alles, was sie brauchte, außerhalb ihrer selbst finden: Arbeit und Beruf und Verdienst, Kranken- und Altersversorgung, Kulturkonsum und Geselligkeit, Kindererziehung und Kinderausbildung. All dies wurde von staatlichen Institutionen und privaten Unternehmungen geliefert, die sich unabhängig von der Familie aus sich selbst reproduzierten. Deshalb war diese davon entlastet, konnte durch eine Liebesheirat entstehen und durch Trennung, Scheidung oder Tod auch wieder vergehen. Liebesheirat und Selbstvergabe sind an die Kleinfamilie gebunden, sie sind zwar poetisch, quasi im medialen Vorlauf, wie Luhmann gezeigt hat, im Laufe des 18. Jahrhunderts vorbereitet worden – ganz ähnlich wie das autonome Individuum im

Entwicklungsroman: Aber die praktische Einlösung und Verwirklichung dieser Semantik der Liebe und Autonomie wurde erst möglich, als die Leistungen des Bestands aus dem Ganzen Haus und der Mehrgenerationenfamilie herausgelagert waren. Es ist bezeichnend genug, dass auch der Held des Entwicklungsromans, der sich „ganz wie ich da bin ausbilden“ will, also eine ‚personal identity‘ sucht, aus der ‚kollektiven‘ und ‚korporativen Identität‘ herausgelöst werden muss.

Solange solche Lösungen nicht möglich waren – und das ist bei weitem der längste Zeitraum unserer Menschheitsgeschichte –, mussten Familie und Sippe ihren Fortbestand sichern um jeden Preis, bei Strafe des Untergangs. Deshalb haben sie alle Generationen und Mitglieder darauf verpflichtet und sie dafür einem erheblichen innerfamiliären Druck aussetzen müssen – sie freilich auch dafür versorgt und erhalten. Das gilt für wandernde Sippen genauso wie für sesshafte Bauernfamilien, den Land- wie den Hof- und den Königsadel, die Handwerker- wie die Bürgerhaushalte.

Die Kontinuität dieser alten Familien, die Dauer in der Folge der Generationen beruht auf der zwingenden Wiederholung eines Anbeginns oder Ursprungs, eines Gründungsakts oder einer Schöpfung, die entweder mythisch oder, beziehungsweise und biologisch gedacht sein können, wie bei nichtmenschlichen Gattungen auch. Ausgehend von Aristoteles hat Sigrid Weigel (*Generation, Genealogie, Geschlecht*, 2002) ihr sechstes Generationskonzept formuliert als „Figur einer wiederholten, fortgesetzten Entstehung“ mit dem „Blick auf den künftigen Bestand der Gattungen“ (173) und es näher bestimmt als „Modell von Überlieferung und Erbschaft“, in dem es „um das leibliche, materielle und kulturelle Kontinuum der Gattung“ (175) geht.

Viele der damals von uns untersuchten Texte und entsprechenden Ergebnisse lassen sich im Rahmen einer solche Fassung reformulieren, aber nur unter erheblichen Reduktionen, da Weigel diese ‚Figuren‘, ‚Modelle‘ und ‚Konzepte‘ aus philosophischen oder theoretischen Texten gewinnt und abstrakt eindeutig modelliert, wir aber die viel komplexer mehrdeutigen Geschichten narrativer Texte analytisch zu fassen gesucht haben. Jene Konzepte können also griffige Abstraktionen oder nützliche Suchbilder und Heuristiken abgeben, die empirisch an Narrationen überprüft, analytisch korrigiert und differenziert werden müssen. So konstatiert Weigel zum Beispiel für das 19. Jahrhundert eine „Aufspaltung“ (179ff) des älter einheitlichen Modells in kulturelle und biologische Konzepte der Generatio-

nenfolge: an dem letzteren partizipiert Thomas Manns *Buddenbrooks* unübersehbar, aber ohne dass es eindeutig dominiert, sondern vieldeutig von dem anderen, kulturellen überlagert wird.

Ähnliches gilt auch für die anderen Konzepte. So lassen sich zum Beispiel im Konzept von „Fortschritt und Familiarisierung“ seit 1800, nach dem Generationen sich aus dem Kontinuum lösen und verselbstständigen, nun auch Konflikte, Dramen, ja „Explosionen“ (183ff) feststellen, die der Tendenz nach auch schon in viel älteren Texten auftreten konnten beim Übergang von einer Generation zu nächsten, als massive Interessenkonflikte, die Einheit und Dauer der Familien nachhaltig gefährdeten.

Deshalb durfte die kollektive Solidarität natürlich nicht jedes Mal erst mit einiger Gewalt erzwungen, sondern musste früh und dauerhaft eingepägt werden. Und das galt besonders für die ‚Herrschaftsübergabe‘ vom Clanchef auf den – in der Regel – ersten Sohn, sowie die ‚Ehevergabe‘ der Söhne und Töchter. Beide hatten Erhalt und Erweiterung des Verbandes zum Ziel, und nicht etwa eigenes Glück oder Interesse. Sie setzten die Einwilligung voraus, die man nicht einmal Fügsamkeit nennen darf. Trotzdem aber konnten natürlich gerade hier persönliches Interesse und allgemeines Wohl kollidieren, gab es Inzest oder Mord, übermäßige Attraktion oder Konkurrenz nicht nur in Götter- und Königsgeschlechtern des Mythos, sondern auch in wirklichen Dynastien. Natürlich vor allem in der Antike, während sie im Prozess der Zivilisation eher zu literarischen Reminiszenzen und symbolischen Bedeutungen wurden, wie etwa bei Walpole und Lewis oder Faulkner und Márquez. Deshalb liegen hier die eigentlichen ‚Ereignisfelder‘ und werden in allen unseren Texten bis in die Neuzeit hinein und rund um die Welt die aufregendsten Geschichten erzählt. Sie zeigen besonders deutlich das innere Spannungsgefüge, das man weder vergessen, noch dann leicht idealisiert sehen darf – aber auch nicht etwa mit modernen Vorstellungen von weiblicher oder männlicher Freiheit beurteilen sollte.

Es war eine der Chancen unserer Arbeit, diese innere Brisanz vor Augen zu führen und damit auch gegenüber der in dieser Hinsicht viel entspannteren Kleinfamilie der Neuzeit und deren ganz anderen Problemen, wie ihrer Zerfallsanfälligkeit zum Beispiel, eine gelassener, historisch einsichtsvollere Haltung zu ermöglichen. Das gilt ganz ähnlich auch für die äußeren Gefährdungen zwischen Großfamilien und ihrer Umwelt. Gerade das nämlich, was diese Familien zusammenhält, ihre Traditionsverhaftetheit, ihre auf Autorität der Väter und Vorfäter, der Sitten, Regeln und Rituale beru-

hende innere Festigkeit konnten dann zur Starrheit werden, die sie hindernde, Umstellungen vorzunehmen, Verkleinerungen zuzulassen und Grundsätze zu verändern, wenn klimatische, politische oder ökonomische Wandlungen oder gar Umbrüche sie erforderlich machten.

Schon die Josefsgeschichte im Genesisbuch scheint darauf zu verweisen. Die siebenjährige Dürre erzwingt, dass Josef, der Sohn, zum Ernährer wird und damit dem Vater diese zentrale Rolle abhanden kommt. Und Josef heiratet nun auch aus eigener politischer Entscheidung, und sogar eine religiös wie ethnisch gänzlich unerlaubte Frau, was bei den vorausgegangenen Söhnen der Patriarchen ganz undenkbar gewesen wäre. – Diese an sich schweren Verstöße gegen eine alte Ordnung verlaufen nur deshalb undramatisch, weil Gott selbst eingreift und sie im höheren Interesse der Volkwerdung Israels löst (und vielleicht schon ausgelöst hat). Genau das aber wird, weil himmlische Hilfe fehlt, in der Neuzeit unmöglich, weshalb es in den *Buddenbrooks* zum Beispiel zu konfliktreichen Situationen bei der Tochtervergabe (Tonis) kommt, die den Beginn einer ökonomischen Schwächung von innen einleiten und weitere innere Traditionalismen bei rasantem Wandel im Handelsgeschehen den Verfall bewirken. Die Beschleunigung solcher Umwelten führt dann, anstatt zu flexiblen Umstellungen, zu verschärftem, ja rabiaten Verhalten gegen die Mitglieder innen. Das zeigen uns vor allem Romane in Ländern wie Indien oder Japan, in denen bei sozusagen längerem ‚Altertum‘ und plötzlich einbrechendem ‚Fortschritt‘ des Westens die Großfamilien unter besonderen Druck geraten. Die Entwicklung der indischen Tulsi-Familie auf Trinidad in V. S. Naipauls *Ein Haus für Mr Biswas* (1961) und die Geschichte der da-Gama-Zogoibys in Salman Rushdies *Des Mauren letzter Seufzer* (1995) legen beredtes Zeugnis dafür ab und zeigen uns unsere eigenen früheren Probleme in einem neuen Licht. Die in vergangene Zeiten und ferne Räume gerichtete Forschung an Familiengeschichten macht Probleme sichtbarer, die in der eigenen Nation und Kulturregion unter globalen Bedingungen besser verstehbar werden.

Der eigentliche Held aller unserer Familiengeschichten ist immer das ‚kollektive‘ Gebilde, aus dem die Protagonisten nur in seinem Geiste hervortreten und handeln dürfen oder sich abkämpfen. Hinter dieser Familie aber und durch sie hindurch wirksam wird immer – und auch das ist ein gemeinsames Merkmal aller unserer Texte – ein Größeres sichtbar: ein ganzes Volk, die Gesellschaft, der Staat oder gar die Welt. Das Kleinere der Familie repräsentiert dieses Größere, der Teil das Ganze. Ein ‚Pars pro Toto‘

als literarisches Verfahren, das wir die ‚Metonymie‘ dieser Texte genannt haben, weil diese auch wechselseitige Beziehungen, Wirkungen und Austauschvorgänge bedeutet und nicht nur eine Analogie bezeichnet wie die Synekdoche, die ja auch nur einen Teil des komplexeren Bündels der Metonymie ausmacht.

Gleich in den ersten Sätzen der *Forsythe Saga* (1907–33) hat John Galsworthy – neben fast allen andern bisher schon hervorgehobenen Eigenheiten unser Geschichten – dieses Merkmal beschrieben, das in manchen von ihnen so extensiv genutzt wird, dass man, wie etwa in Rushdies *Mitternachtskinder* (1981) die Familie fast als eine Allegorie der Gesellschaft ansehen möchte.

Galsworthy eröffnet seinen Roman mit einem Verlobungsempfang, also einem der Feste, das die Generationen rituell und real generiert. Er nennt es, gleich auf der ersten Seite, ein „Schauspiel“, das einem alles über solche Gebilde verrate, man finde „in einem Zusammentreffen dieser Familie – in der kein Zweig den anderen mochte, in der nicht einmal unter dreien ihrer Mitglieder ein Gefühl, das der Bezeichnung Sympathie wert war, bestand – Beweise dieser unverständlichen, greifbaren Zusammengehörigkeit“, die eine „Familie [...] zu einem so getreuen Abbild der Gesellschaft im kleinen werden lässt“. Hier wird die unabdingbare Kohäsion, das Zusammengehörigkeitsgefühl betont, das die Dauer garantiert und die nicht etwa auf Liebe, Nähe, Freundlichkeit beruhen darf, wie sie die moderne Kleinfamilie braucht oder wenigstens wünscht. Eine Wertsetzung übrigens, die der moderne Erzähler schon teilt und von der aus er die ältere Formation deshalb sarkastisch charakterisiert. So deutlich nun die Binnenstruktur der Familie betont ist, so scharf tritt auch ihre Modellhaftigkeit hervor, die sie zum „Abbild der Gesellschaft im Kleinen“ macht. Ob sie das nun tatsächlich ist, oder ihr Erzähler das nur von ihr behauptet, das ist eine andere Frage. Immerhin kennzeichnet sie ein bedeutsames literarisches Verfahren von bedeutsamer erzählerischer Ökonomie, hochkomplexe gesellschaftliche, nationale oder gar menschheitliche Verhältnisse sozusagen klein, einfach und überschaubar zu machen. Die folgenden Sätze machen dieses etwas leichtsinnige Übertragungsspiel vom Kleinen auf das Große noch auffälliger, wenn nämlich die Familiengeschichte die Menschheitsgeschichte, ja sogar Urgeschichte vermitteln soll: dem Betrachter werde ein „kurzer Blick auf die dunklen Wege gesellschaftlichen Fortschritts gewährt“, er habe „etwas über das patriarchalische Leben gelernt, über das Ausschwärmen wilder

Horden, über Aufstieg und Untergang der Nationen. Er ist wie einer, der das Wachsen eines Baums von Anfang an beobachtet hat“ bis auf den „Höhepunkt seiner Blüte“.

Solche Metaphern und Metonymien sind sicher bedenklich. Gefährlich aber werden sie erst erst, wenn sie von einer fortlaufenden Reihe von Autoren über längere Zeiträume hinweg fortgeschrieben und etwa zur „Imagination der Einheit einer Nation genutzt werden“, wie das Esther Kilchmann (*Verwerfungen in der Einheit*, 2009) formuliert (19) und am deutschen Beispiel des 19. Jahrhunderts zeigt, (vor allem auch an gerade gegenläufigen Verwerfungen in Familien-Erzählungen von Annette Droste-Hülshoff). Diese „nationalen Phantombildungen“ (180) werden in fataler Weise in Rudolf Herzogs *Die Wiskottens* (1905) fort und in nationalsozialistische Erzählungen hinübergeführt (Kapitel 5).

Galsworthy haben wir wie so viele andere Autoren nicht behandeln oder auch nur ins Auge fassen oder weiter berücksichtigen können, obwohl es sich gelohnt hätte, auch bei ihm die Ablaufmuster zu studieren, die er im Bilde vom Wachsen des Baums und dem Höhepunkt seiner Blüte und abstrakter als Fortschritt skizziert beziehungsweise als das Doppel von Aufstieg und Untergang.

Fortschritts-, Aufstiegs- und Ausbreitungsgeschichten sind häufige Grundmuster, in die die Erzähler komplexe Prozesse von Familien und Gesellschaften konstruieren, Geschehen in Geschichte verwandeln. Exemplarisch dafür ist – im Genesis-Buch – die frühe Patriarchengeschichte von der Familie Abrahams, über die mythische Zwölfzahl der Söhne als Stämme zur Volkwerdung in Ägypten, und in den späteren Büchern zum Richter- und Königsstaat. Das ist ein sehr wünschbarer früher Verlauf, den im späteren, historisch für Israel viel problematischeren Prozess die biblischen Erzähler und Propheten kaum fortschreiben können, obwohl sie es immer wieder sehnsüchtig-verzweifelt versuchen, ihre unglückliche Geschichte als Gottesstrafe zu deuten, die durch eine berechtigte Messias-Erwartung abgelöst werden darf.

Die Aufklärung hat solche Muster aufgenommen oder neu konstruiert. In Deutschland zum Beispiel Lessing mit seiner das Alte und das Neue Testament bis in die eigene Gegenwart fortschreibenden *Erziehung des Menschengeschlechts* (1780), oder Schiller mit der triadischen Konstruktion der *Ästhetischen Erziehung* (1795); und selbst Hegel mit seiner philosophischen Entwicklungsgeschichte des Geistes, der *Phänomenologie des Geistes* (1807)

mag man hier nennen. Aber alle diese Modelle sind inzwischen abgetrennt von Familiengeschichten, sie differenzieren sich zunehmend aus zu Universal- oder Großgeschichten als eigenen Gattungen. Familiengeschichten treten zurück hinter Entwicklungsromane, die wie schon erwähnt ihren nun zur Individualität bestimmten Helden mit seiner Geschichte gerade heraustreten lassen aus der Familie – um ihn erst am Ende und schwer genug wieder zu integrieren in Familie, Staat und Beruf. Am Beginn des 19. Jahrhunderts noch mit deutlicher Aufstiegstendenz – die sich aber am Ende ebenso deutlich umkehrt in Abstiegstendenzen, sowohl im Entwicklungs- wie im offenbar wieder stärker hervortretenden Familienroman. Exemplarisch in Zolas mehrbändigem Zyklus *Rougon-Macquart* (1868–93) oder im *Verfall einer Familie*, wie sich ja die *Buddenbrooks* im Untertitel selbst einordnen.

Das Verlaufsmuster des Aufstiegs kann also auch in sein Gegenteil verkehrt werden, in ‚Verfallsgeschichten‘, die keineswegs dem typischen Verlauf von Familiengeschichten oder gar dem durch sie literarisch indizierten gesellschaftlichen oder nationalen Prozess entsprechen müssen: Die Wahl oder Konstruktion solcher Muster hat vielfältige genre-, kultur- und sozialgeschichtliche Ursachen.

Die logische Opposition von Aufstieg und anschließendem Abstieg kann aber auch kombiniert werden, wie in Rushdies *Mitternachtskindern* und – mit stärkerer Betonung des Verfalls – in seinem *Des Mauren letzter Seufzer* sowie in Naipauls *Ein Haus für Mr Biswas*. Aber sie kann sich auch in einem Werk mehrfach wiederholen, also eine zyklische ‚Kette von Aufstieg und Abstieg‘ bilden, wie in Machfus’ *Kinder unseres Viertels* (1959); mit einer hier allerdings vielleicht aufsteigenden Tendenz am Schluss, die wohl Lessings aufklärerische *Erziehung des Menschengeschlechts* aufnimmt und fortsetzt. Möglicherweise haben postmoderne Familienromane solche optimistischen oder pessimistischen Muster neutralisiert, sie in einen bloß chronikalischen Geschehensstrom gebracht und sozusagen abgeflacht, ja, zu einer mosaikartigen Reihe von Einzelporträts zusammengestellt, hinter der die Geschichte (auch die Zeitgeschichte) verschwindet, wie in Jean Rouauds Romanserie, etwa dem ersten Band, *Die Felder der Ehre* (1994): Die Familie wird zum Netz, zum Gedächtnisort für ihre Mitglieder.

Wir haben an unseren Beispielen auf Bedingungen für die Wahl solcher Muster hingewiesen, aber immer nur fallweise – also weder systematisch theoretische noch historisch genetische Erklärungen versuchen können.

Wie hätte der Japanologe Jörg Quenzer über den sehr frühen Roman *Die Geschichte des Prinzen Genji* (um 1000) hinaus eine Geschichte von Familienromanen in Japan auch nur skizzieren und so Wandel oder Umbruch von alten Mustern in die Moderne andeuten können. Wie hätte der Iberoamerikanist Klaus Meyer-Minnemann über die exemplarische Analyse der *Hundert Jahre Einsamkeit* (1967) von Gabriel García Márquez und *Das Geisterhaus* (1982) von Isabel Allende hinweg derartiges für Südamerika leisten können. Und wie wäre es möglich gewesen, William Faulkners *Absalom! Absalom!* (1936) im nordamerikanischen Zeithorizont zu verorten. Immerhin haben Solveig Malatrait an französischen, Robert Hodel an slawisch-russischen Beispielen einen längerfristigen Wandel von Familiengeschichten vom 19. bis ins 20. Jahrhundert skizzieren können.

Wir haben, von Anfang an, auf Lücke gearbeitet – allerdings nicht auf die große zeiträumliche Leerstelle, wie sie jetzt entstanden ist. Der aufschlussreiche Vortrag Quenzers über eine dynastische Familiengeschichte einer nichteuropäischen Kultur ist uns in schriftlicher Form nicht zugegangen. Für ein Pendant aus dem europäischen Mittelalter konnten wir damals keinen Kollegen finden. Und der Altphilologe unserer Gruppe, der die griechische Geschichte der Atriden- (und vielleicht auch der Götter-)Familie behandeln wollte, hat kurzfristig abgesagt. Damit wurde die ursprüngliche, unserem Band *Europäische Lyrik seit der Antike* ähnliche Konzeption arg fragmentiert. Übrig blieb, als ältere Folie, nur die Patriarchengeschichte und ihre Fortschreibung als Menschheitsgeschichte am ägyptischen Beispiel. – Neu hinzugefügt aber haben wir einen Beitrag zum Schauerroman, der um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert eine Reihe von Problemen der alten Mehrgenerationenfamilie im Übergang zur Neuzeit in phantastisch zugespitzter Weise behandelt. Wie überhaupt Familienromane aus dem 18. und 17. Jahrhundert unserer genaueren Aufmerksamkeit bedurft hätten.

Unter historisch-kulturellem und fachwissenschaftlichem Aspekt ist die Arbeit auf Lücke und an exemplarischen Textanalysen sicher ein Mangel. Unter dem Aspekt eines Gesprächs zwischen Fachwissenschaftlern verschiedener Kulturen und Zeitalter, und dann dieser wiederum mit einer allgemeineren Öffentlichkeit war gerade das ein Gewinn. Hätte man jenem Mangel beikommen oder ihn gar gänzlich beheben wollen, dann hätte man ein Forschungsprojekt antragsgerecht planen und ausrüsten, hätte man die großen Gelder einwerben und eine entsprechende Wissenschaftsmaschine-

rie in Gang setzen müssen. Jahre wären vergangen, viele Berichte wären geschrieben, dicke Bände gedruckt worden, terminologisch bewehrt und mit Registern leidlich nutzbar gemacht, aber wer würde sie gerne oder auch nur überhaupt lesen? – Wir haben uns aus Neugier und Lust über die Grenzen der Fächer hinweg zusammengesetzt, gelesen, was wir sonst kaum hätten lesen können, unsere Vorlesung gemeinsam vorbereitet, jeden der Vorträge dann auch gemeinsam gehört und diskutiert, mit den Hörern aus der Universität und der Stadt, danach sogar noch eine Stunde lang vorgelesen aus den behandelten Werken. Eine urbane, eine gesellige Art der Wissenschaft, diszipliniert genug, auch mit einiger Theorie und Terminologie, aber in eine allgemeinere Sprache übersetzt und überführt. Deshalb haben wir auch den Ton der Vorlesung so gut es ging erhalten, als wir sie in dieses Buch gebracht haben.

Wir führen so fort, was wir mit dem *Entwicklungsroman in Europa und Übersee* (2001) sowie der *Europäischen Lyrik seit der Antike* (2005) begonnen haben und hoffen damit auch noch nicht aufzuhören. Mag der Drache Fafnir auf seinem Golde sitzen und die Höhle bewachen, die Schätze unserer europäischen Vergangenheit sollen heraus aus den Bibliotheken und wissenschaftlichen Räumen, so nützlich und süß wie sie sein können.

Auf Anmerkungen und explizite Nutzung von Sekundärliteratur haben wir deshalb, wie in den früheren Bänden, verzichtet; nicht ganz ohne Bedauern und Bedenken, und deshalb auch nicht ganz einheitlich.

Erwähnt sein muss wohl noch: Seitenzahlen hinter Original- und Übersetzungs- sowie gelegentlichen Forschungszitaten beziehen sich auf die am Schluss der Beiträge genannten Ausgaben.

Hamburg, im Herbst 2007

*

Inzwischen sind einige Jahre vergangen. Die Herausgeber des 2010 erschienenen Bandes *Deutsche Familienromane. Literarische Genealogien und internationaler Kontext*, Simone Costagli und Matteo Galli, haben in ihrer Einleitung den Prozess überraschter Aufmerksamkeit für die neuen Generationenromane in der Presse und in ersten wissenschaftlichen Arbeiten beschrieben. In genau diesem Zusammenhang haben auch wir, als Reaktion und Impuls, unsere Vorlesung für das Wintersemester 2006/7 geplant und gehalten.

Deshalb haben wir auch sofort mit der Redaktion der Beiträge für eine rasche Publikation begonnen. Dass sie, trotz deutlicher Verlagsinteressen, erst jetzt erscheint, liegt ausschließlich daran, dass wir in jenen Krisenjahren den notwendigen Druckkostenzuschuss nicht aufbringen konnten.

Den größten Teil dieser Kosten haben uns damals recht bald die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung sowie einen ergänzenden Betrag die Abteilung Wissenschaftsförderung unserer Universität gewährt, denen wir dafür großen Dank schulden. Den verbleibenden erheblichen Restbetrag haben wir lange selbst aufbringen zu müssen geglaubt, bis ihn zuletzt die Mara und Holger Cassens Stiftung übernommen hat – so rasch, freundlich und gänzlich unbürokratisch, dass wir für diese Art der Bewilligung fast so dankbar sind wie für den Betrag selbst.

Die erhebliche Verzögerung der Publikation hat natürlich Nachteile. So ließ sich die nachträgliche Nutzung oder Integration der inzwischen erschienenen Studien kaum noch bewerkstelligen. Dagegen mag es ein Vorteil sein, dass unser textanalytisch komparativer Ansatz, der nach dem genuinen Schreibmuster einer historisch älteren Familienformation und seinem Wandel in der Moderne suchte, nun im Vergleich mit den neueren Arbeiten einschätzbar wird und sich auf diese Weise ein Horizont verschiedener Untersuchungsansätze öffnet, in dem Perspektiven des Familienromans am Eingang des neuen Jahrtausends formulierbar werden, denen auch unsere literaturwissenschaftliche Forschung dienlich sein könnte.

Dafür wollen wir, nach einigen Vorüberlegungen, drei Publikationen etwas genauer sichten und erläutern. – Die ausführlichen Verzeichnisse von Primärliteratur, Rezensionen und Sekundärliteratur sowie theoretischen Konzepten in den beiden ersten Studien (Eigler, Eichenberg) möchten wir hier eigens empfehlen, weil wir selbst wie bei den vorausgehenden Bänden auf solche Listen verzichten.

Bei mancherlei Ähnlichkeiten des narrativen Konzepts des Generationenromans, und dazu gehört mit Sicherheit die Metonymie, das heißt die Darstellung des Ganzen im Kleinen und dessen tief greifende Wirkungen bis in die Familien und ihre Mitglieder hinein, haben doch national-politische und sozial-kulturelle Bedingungen für die jeweilige Entstehung solcher Romane überhaupt und mehr noch für die besonderen, ja oft einzigartigen Erzählverfahren eine Rolle gespielt. Aber die Leistungsfähigkeit solcher Erzählverfahren muss sich doch nicht innerhalb dieser Grenzen beschränken, sie kann sie überschreiten und zum Import wertvollen narrati-

ven Know-hows in anderen Ländern werden. Es ist sogar wahrscheinlich, dass solche allgemeinen Konzepte und besonderen Erzählverfahren in einer fortgeschritten modernen Weltgesellschaft in jedem Land ganz unverzichtbar werden; dass sie sich aber auch inzwischen wie selbstverständlich auf dem weltweiten Übersetzungsmarkt anbieten, und auf diese Weise zu Aufhellung, Einsicht und Bewältigung globaler Wirtschafts-, Migrations- und Kulturverwerfungen, Brüchen und Kontinuitäten in fast allen Ländern der Erde beitragen können. Denn eben diese globalen Probleme reichen ja bis in alle Familien und die starre oder fragile Identität ihrer Mitglieder hinein, und zwar durch mehrere Generationen hindurch, sodass sie hier auch umgekehrt leidvoll oder hilfreich und heiter erlebt werden, konkret, persönlich und anschauungsstark.

Nicht etwa, dass die Familien selbst sich das so selbstverständlich erzählen könnten! Eher im Gegenteil verdeckt es sich ihnen, weil das natürliche Erinnern und das gemeinsame Gedächtnis selbst schwer gestört sind und blockiert werden unter dem Druck und Ausmaß von Gewalten und Anpassungen an solche Gewalten. Es ist vielmehr die Chance literarischen Erzählens, Licht und Lösung zu bringen in unvermeidliche Düsternis. Fast möchte man sagen: Was in der Familienrealität untergegangen, gestorben ist –, das kann in der Fiktionalität erst wieder aufgehen und auferstehen! Selbstverständlich wird das kein einfaches und naturwüchsiges Erzählen mehr sein können, sondern eines, das mit allen Wassern gewaschen ist und gerade deshalb in die vertracktesten und verkrustetsten Verhältnisse einzudringen vermag. Sei's mit erfundenen Geschichten, sei's mit auto/biographischen Ereignissen und Ergänzungen wie Kontrasten aus Dokumenten und Fiktionen.

Der deutsche Völkermord, die deutsche Auslösung zweier verheerender Kriege noch im Europa des letzten Jahrhunderts mit ihren langfristigen Nachwirkungen; die Zerlegung in zwei Staaten unterschiedlichster Politkulturen und je eigener Vergangenheitspolitiken sowie zuletzt ihre prekäre Zusammenlegung nach 30 Jahren, Ereignisse, die über mindestens vier Generationen in alle Familien hineingereicht und wieder herausgewirkt haben: Das ist ein geradezu exemplarischer Vorgang gewesen, den die verschiedenartigen ‚künstlichen‘ Gedächtnisdiskurse öffentlicher Debatten, Gerichtsprozesse, historiographischer Forschung und literarischer Texte nur sehr allmählich aufgehellt haben. Auch der Roman hat erst über mehrere Etappen von der frühen ‚Vergangenheitsbewältigung‘ und den späte-

ren Vätergeschichten zuletzt die besonders leistungsfähigen Generationsgeschichten hervorgebracht. Es wäre interessant zu fragen, ob ein weiter entwickeltes Genre dieser Art als Produktionsmuster diesen Prozess nicht hätte beschleunigen können. Die im Fernsehen ausgestrahlte Holocaust-Serie hat mit ihrer Familiengeschichte ein öffentlich allgemeines, Anteil nehmendes Bewusstsein geschaffen, das man vorher kaum für möglich gehalten hätte.

Uwe Johnson ist ein literarisches Beispiel für die Möglichkeit solch ‚importierter‘ Muster. Hat er doch Faulkners Erzählverfahren, an den amerikanischen Problemen von Schwarz und Weiß, von Süd- und Nordstaaten im Familienroman *Absalom! Absalom!* entwickelt, schon 1959 für das Verhältnis von West- und Ostdeutschland sowie deren innere Widersprüche in den *Mutmaßungen* aufgenommen und diese damals in Deutschland fortgeschrittenste Romanform schließlich zu dem erstaunlich frühen Familienroman der *Jahrestage* erweitert, der nicht nur den deutschen (und europäischen) Konflikt von Faschismus und Kommunismus in Weimar und ‚Drittem Reich‘, von BRD und DDR in der Nachkriegszeit, sondern auch die inneren Widersprüche der USA und der Ostblockstaaten und deren globalen Konflikt gestaltbar machte, immer plastisch und anschauungsstark im Alltagshandeln einer Mehrgenerationenfamilie, immer mehrperspektivisch und mehrwertig. – Der inzwischen vorliegende umfangreiche *Kommentar* zu den *Jahrestagen* kann einen Eindruck davon vermitteln, wie intensiv Johnson schon hier die literarische Erfindung einer Familiengeschichte dokumentarisch und archivalisch fundiert und ergänzt hat. Dass dieses Modell nicht Schule gemacht und damit zur Gründungsakte eines entsprechenden Genres geworden ist, dürfte mit seiner vielleicht zu weit gespannten Komplexität zusammenhängen, die ein tendenzielles Problem des Generationenromans überhaupt sein kann, wenn man etwa an Zolas *Rougon-Macquart* oder auch Rushdies *The Moor's Last Sigh* denkt.

Die neueren deutschen Generationenromane kennen eine solche Dimension der Fabelanlage nicht, sind deshalb leichter lesbar und populärer geworden, obwohl sie wie Johnson Dokumente verschiedener Art nicht nur aufnehmen, kenntlich machen und mit ihren Geschichten verschränken, sondern solchen Umgang sogar zu selbstreflexiven Verfahren des Erzählens und der Erinnerung machen. Auf diese Weise ist eine narrative, aber immer transparente Komplexität der deutschen Familien-Geschichten wie der Identität ihrer Erzählerinnen und Erzähler der letzten Generation ent-

standen. Sie hat sich allerdings nicht in ein so umsichtiges Alltagshandeln in der eigenen Gegenwart verästelt, wie wir es bei dem Erzählerinnen-Paar Gesine und Marie der *Jahrestage* finden.

Friederike Eigler hat in ihrem bereits 2005 erschienen Buch *Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende* nahegelegt, dass die von ihr dokumentierten öffentlichen Debatten zur NS-Vergangenheit und der DDR-Geschichte den neuen Familienroman mitbedingt haben, und sie hat wahrscheinlich gemacht, dass dieser den Entdifferenzierungs- und Ritualisierungstendenzen solcher Debatten mit seinen konkreten Gestalten, Ereignissen und dokumentarischen Verfahren entgegenarbeiten könne. Sicherlich ein generalisierbarer Beobachtungshorizont, der der Literatur im Gedächtnis einer Nation eine wichtige Rolle zuschreibt und deshalb auch in der literaturwissenschaftlichen Forschung beachtet und von ihr in der Öffentlichkeit verstärkt werden sollte.

Friederike Eigler hat zur Beobachtung und Erschließung eines solchen Horizonts die Gedächtnistheorien von Jan und Aleida Assmann nutzbar und sie hat sie auch in der Analyse der Texte selbst und ihrer Rezeption fruchtbar gemacht. Von den vier exemplarischen Untersuchungen möchte ich hier nur zwei herausheben, da sie nicht nur das inzwischen üblich gewordene und etwas verengte ‚deutsche‘ Korpus überschreiten, sondern weil sie gerade die allgemeinere Bedeutung eines Genres im Status *Nascendi* für eine moderne Weltliteratur andeuten. (Es ist sicherlich charakteristisch, dass die Kollegin selbst auch in beiden deutschen Staaten und in den USA gelebt und geforscht hat.)

Eine der vier Textanalysen ist Monika Marons autobiographischem Roman *Pawels Briefe. Eine Familiengeschichte* (1999) gewidmet. Diese Briefe des Großvaters, aus einem polnischen Ghetto geschrieben, spielen als Dokument für die Enkelin eine enorme Rolle in der erzählerischen Selbstfindung. Nationalsozialismus und Shoa treffen ihre Großeltern Iglarz, die als polnischer Jude beziehungsweise katholische Polin nach Deutschland eingewandert und hier zu Baptisten konvertiert waren, eine Zeit, in die sich die Erzählerin emphatisch einlebt, vornehmlich durch räumliche Szenarien erinnernd. 1938 wird der Großvater in ein polnisches Ghetto ausgewiesen, wo er, wie die ihm nachreisende Frau, umkommt. „In der Biographie ihrer Tochter“ Hella aber treffen, schreibt Eigler,

die beiden großen historischen und ideologischen Bewegungen des 20. Jahrhunderts zusammen. Als Holocaustüberlebende identifiziert sich Hella nach Kriegsende mit den Kommunisten, die, selbst Opfer der Faschisten, diese bekämpft und schließlich mit besiegt hatten. Sinnbildlich wird das in Hellas Ehe mit einem Kommunisten der ersten Stunde, der dann als hoher SED-Funktionär in der DDR die Ideale des Sozialismus zunehmend verrät und in diesem Sinne selbst zum Täter wird. Folgt man Marons Darstellung, dann kommt zu Hellas Abspaltung der eigenen traumatischen Erfahrungen im Nationalsozialismus die Verdrängung von Verbrechen hinzu, die im Namen des Kommunismus begangen wurden. Diese beiden Schichten von Verdrängtem oder Abgespaltenem, die in der Person Hellas übereinander lagern, verweisen auf eine Konstellation von höchst brisanter Bedeutung [in der DDR selbst, d. Verf.] (173).

Hellas Tochter aber, die Erzählerin, kann diese Geschichte gerade nicht so einfach erzählen, weil sie immer nur verzerrt und bruchstückhaft auf sie kommt oder aber ganz vergessen und beiseite gelegt ist, wie jene Briefe Pawels aus dem Ghetto. Erinnern und kommunikatives Gedächtnis sind gestört oder blockiert, die Erzählerin muss Formen der Rekonstruktion, der Dokumentation und erfindenden Neuinszenierung entwickeln, die ihr schließlich eine zunehmende Nähe zu den Großeltern ermöglicht und eine persönliche Identität stärkt, die eine kritische Gegenposition zur Mutter und „gegen Vater/Staat“ zulässt.

Man sieht selbst an dieser verkürzten Skizze das Potential eines Roman-typs, der die deutsch-polnischen, deutsch-jüdischen und deutsch-deutschen Verhältnisse bis in Familien und Personen hinein sichtbar macht, beziehungsweise ihr Unsichtbarwerden und die daraus hervorgehenden Gewalten nicht aus der Perspektive des Allwissens gleichsam beruhigend mitteilt, sondern aus dem bedrängten Erleben der erzählenden Enkelin hervortreten lässt, die sich erinnernd und suchend befreit. Moderne Gesellschaften können auf solche bis ins Subjekt hineinreichenden Großgeschichten nicht verzichten, wenn sie ihre Vergangenheiten und Gegenwart nicht nur in politischem und öffentlichem Schlagabtausch empfinden, sondern als einsichtig verträgliches Alltagshandeln bewältigen wollen.

„Agency“ nennt das Eigler, eine historisch durchsichtig werdende Handlungsfähigkeit, der sie in vielen Texten Marons nachgeht. Aufmerksam und

verwundert versucht sie deshalb, die schroffe Kritik der Rezensionen an *Pawels Briefen*, ihre „Spannbreite und Vehemenz“, als generationsbedingte Verschiebungen und politisch wie demographisch bedingte Veränderungen im kulturellen Gedächtnis der neuen Bundesrepublik“ (176) nach der Wende zu lesen.

Verwundert hat Eigler auch das geringe Interesse an einem anderen Generationenroman registriert, an Zafer Senocaks *Gefährliche Verwandtschaft* (1998), der wie Marons Roman etwas außerhalb des Mainstreams liegt und den sie gerade deshalb sehr sorgfältig untersucht. Der deutsch-türkische Autor behandelt „Fragen nach dem persönlichen Umgang mit historischer Schuld und Verantwortung – also scheinbar genuin ‚deutsche‘ Themen“, dies aber „im Kontext der deutschen und der türkischen Geschichte. Da das Romangeschehen im Deutschland der Nachwendezeit spielt, ist die Rekonstruktion einer multiethnischen Vergangenheit eng mit der gesellschaftlichen Gegenwart“ – also den beiden jetzt interferierenden Politikulturen – „der neunziger Jahre verknüpft“ (64). Sascha, die Haupt- und Erzählerfigur der letzten Generation „legt bei seiner Suche Aspekte eines verschütteten kommunikativen und kulturellen Gedächtnisses frei, die auf komplexe Verbindungen zwischen Deutschen, Türken und Juden verweisen“. Dabei spielen die scheinbar unlesbaren Erinnerungen des türkischen Großvaters eine besondere Rolle, da sie Hinweise auf seine Beteiligung am staatlichen Genozid der Armenier und seinen dabei erworbenen Reichtum enthalten. „‚Gefährlich‘ sind diese Verbindungen insofern, als sie gewohnte Kategorien familiärer, ethnischer und nationaler Zugehörigkeit unterlaufen. Anders formuliert: die vielfältig miteinander verknüpften Geschichten lassen sich nicht ohne weiteres in den Dienst der persönlichen Identitätssuche stellen“ (65), auf die es doch gerade dem erzählenden Enkel ankommt. – Im Prinzip entsteht so eine spannungsvoll ‚polare‘ oder ‚hybride Identität‘, die ausgesprochen spannkraftig sein kann im Handeln.

Auch diese nur recht grobe Skizze eines ‚deutschen‘ Romans macht deutlich, welche wichtige Rolle wechselseitiger Spiegelung die Generationenromane für personale wie internationale Probleme generell übernehmen können und müssen, angesichts der Ubiquität von Migrationsverhältnissen quer über den Globus. Mit Recht hat Eigler deshalb darauf verwiesen, dass die Auslandsgermanistik in der *Gefährlichen Verwandtschaft* ein „Paradigma für eine im deutschen Kontext neue Auffassung von hybrider Identität“ (66) erkannt hat.

In ähnlichem Sinn die Aufklärungsmöglichkeiten des Genres untersuchend, hat Ariane Eichenberg in dem Forschungsprojekt „Die Suche nach Demokratie im Schatten der Gewalt“ des Landes Nordrhein-Westfalen schon um 2005/6 begonnen und die Ergebnisse in ihrer Studie *Familie – Ich – Nation. Narrative Analysen zeitgenössischer Generationenromane* (2009) vorgelegt, wobei sie die dokumentarischen und fiktiven Verfahren noch genauer in den Blick genommen hat. „Die zeitgenössischen, meist autobiographischen Generationenromane sind noch kein festes Genre, aber in ihnen wirkt schon eine Norm, die jeden Erzähler anhält, nicht nur auf bestimmte Art zu erzählen, sondern auch im Privat-Persönlichen seiner Familie das Allgemeine zu suchen oder zu erfinden“ (15), schreibt sie in der Einleitung und spricht später im Hinblick auf Uwe Timms, Wibke Bruhns' und Stephan Wackwitz' Romane sogar davon, dass sie „schlicht gesagt, zum Kanon der modernen Literatur“ gehören. „Denn sie stellen Techniken und Verfahren für die literarische Verarbeitung der jeweils eigenen, bis dahin unerforschten oder verschwiegenen Familiengeschichte bereit [...], die zeigen, wie nicht nur mit den persönlichen *Dokumenten*, sondern auch mit Archivmaterial umzugehen ist, wie [...] die historische Unwissenheit aufgelöst und legendäre Familienlegenden“ identifiziert werden können (128). Zuletzt nennt sie den Generationenroman sogar ein „durchaus populäres Genre“, das „leicht kopierbare Verfahren“ bereitstellt, sodass „Geschichte [...] für jeden erzählbar“ wird. Mit Recht vermerkt sie deshalb kritisch, dass das bisher entwickelte Modell die aktuelle Gegenwart der Erzählerinnen und Erzähler allzu sehr ausblendet, also gerade die gereifte Einsicht und Handlungsfähigkeit in eigener Zeit, auf die es doch als Konsequenz gerade ankäme: „Ein retrospektives Genre also, das seine Chancen verspielt“ (153). – Das ist in der Tat eine tendenzielle Gefahr dieses Genres, feststellbar auch in anderen Exemplaren unserer Untersuchung, am eindrucksvollsten aber überwunden durch die *Jahrestage*, wo die historische Grammatik zur täglichen Gymnastik des Handelns im Alltag wird, wo eine polare, zwischen Ost und West, damals und jetzt gespannte Identität sich im Erzählen entwickelt.

Eine auf diese Weise komparative und analytische Literaturwissenschaft kann das narrative Wissen solch historischer Grammatik und Gymnastik fördern und präzisieren.

So hat Ariane Eichenberg nicht nur allgemein-kulturgeschichtliche Überlegungen zur Verschränkung literarisch-fiktiver und dokumentarisch-

historiographischer Diskurse vorgenommen, wie etwa Costagli in dem schon erwähnten Sammelband (157–168). Sie hat vielmehr am Beispiel von Timms Roman die verschiedenen Sorten von Dokumenten verzeichnet, durch weitere Beispiele aus anderen Romanen erweitert und systematisiert – als ‚geheime Kisten und Kasten‘, als ‚visuelle Medien‘, als ‚persönliche und familiäre Aufzeichnungen‘ im Unterschied zu ‚Historikerschriften und historischen Quellen‘ und so fort, um dann ihre konkrete Funktion an Einzeltexten genauer zu bestimmen. Ganz ähnlich hat sie im Folgekapitel die von der neueren Narratologie bereitgestellten Kategorien genutzt. – Erst so wird das Genre dann auch genauer fassbar, kann es reformuliert und vor allem an solchen Texten überprüft werden, die in der Reihe der ‚kanonisch‘ gewordenen Romane überraschen oder gar befremden, weil sie führende Verbrecher und Täter des Nazireichs thematisieren, wie Richard von Schirachs *Der Schatten meines Vaters* (2005) oder Katrin Himmlers *Die Brüder Himmler. Eine deutsche Familiengeschichte* (2005), die Eichenberg knapp und präzise prüft unter dem Titel: „Eine ganz ‚normale‘ Familie – Historisch neutrales Erzählen?“.

Dieser Abschnitt ist, neben anderen im vorletzten Kapitel, nur möglich gewesen, weil ein beträchtliches Korpus von über 40 Texten gesichtet, ein Drittel davon exemplarisch analysiert worden ist. Die doppelte Optik von Überblick und kategoriengeleiteter Feinanalyse hat es auch erst ermöglicht, im letzten Kapitel zu entdecken, dass jüdisch-deutsche Generationenromane zwar die gleichen Verfahren, aber in einer ganz anderen Weise nutzen und ausrichten. So schreibt Eichenberg am Schluss:

Diesen offensichtlichen und offensiven – auch politisch korrekt sich absichernden Umgang – übernehmen die jüdisch-deutschen Generationenromane nicht, verweigern ihn geradezu. Auch wenn alle Autoren gleichfalls recherchieren, reisen, private und öffentliche Archive aufsuchen, wird die mediale und perspektivische Vielfalt nicht im Text repräsentiert und erzählerisch entfaltet. Gerade umgekehrt versuchen die Autoren, die Vielfalt narrativ zu integrieren und durch die entsprechenden Erzählverfahren ihren Figuren einzuschreiben, sie als Alltagsgeschichte zu erzählen, als eine Geschichte der Gegenwart, in der zugleich der Urahn immer noch hockt und Vergangenheit schau-
felt (172).

Im Unterschied zu den einander ergänzenden Studien Eiglers und Eichenbergs über ein historisch definiertes Textfeld ist der Sammelband *Deutsche Familienromane* thematisch ungemein offen in der Wahl von Textsorten, Medien und selbst in Bezug auf Fragestellung und Ansatz. Die beiden Herausgeber Costagli und Galli scheinen sich als Kulturwissenschaftler zu verstehen, ohne dass sich die Beiträge deutlich in dieser Richtung bewegen. So bleibt der auf eine Tagung in Ferrara im Jahre 2008 zurückgehende Band – wie viele solcher häufiger werdenden Publikationen – zwar recht diffus, doch möchte man auf einige gerade dadurch möglich werdende Anregungen nicht verzichten. So bleibt zum Beispiel der Leitbegriff ‚Familienroman‘ zwar vage und unbestimmt, wird, ohne dass ein Bezug hergestellt würde, bald für Geschichten der Kleinfamilie, bald für Altersromane und Generationenromane gebraucht; aber man kann ja auch selbst mit einem solchen weiter gefassten Begriff alle diese ausdifferenzierten Textsorten und sozialen Formationen versuchsweise zusammen in den Blick nehmen, um ihre Leistungen und Defizite abzuwägen.

Elena Agazzi ist einem wenig bekannten deutsch-jüdischen Autor nachgegangen, Valentin Senger, um die Analogien und Differenzen zwischen seiner Autobiographie *Kaiserhofstraße 12* (1978) und seinem fiktiven historischen Roman *Die Buchsweilers* (1991) zu untersuchen. Der letzte sei, schreibt Agazzi, „ein Familienroman der deutsch-jüdischen Tradition“ (73), der die deutsche Geschichte der Demokratisierung im 19. Jahrhundert bis zur 48er-Revolution erzählt, und zwar als Teilnahme und aus der Perspektive einer aufgeklärt jüdischen, einer ‚linken‘ Familie; ähnlich also, wie zuvor die Autobiographie die schwierige Geschichte der jüdischen kommunistischen Familie während der Weimarer Republik und später im Ostblock behandelt hat. – Denkt man an *Pawels Briefe* von Maron und darüber hinaus an ähnliche jüdische Familiengeschichten mit ihren Leiden und Leistungen in Wissenschaft, Kunst, Ökonomie und Politik, wird vorstellbar, was ein Generationenroman leisten könnte, der Migration und Integration der Juden in Geschichte, Vor- und Urgeschichte so erzählen würde, wie sich das etwa in Rushdies *The Moor's Last Sigh* oder Wackwitz' *Ein unsichtbares Land* abzeichnet.

Die durch Migration und Integration möglich werdenden kulturellen Interferenzen mit ihren erheblichen Vorteilen einer produktiven Hybridisierung von Persönlichkeiten und Gesellschaften werden merkwürdigerweise selten thematisiert, eher stehen immer nur ihre Probleme im Vordergrund

der Generationenromane. Auf eine interessante Möglichkeit, eine allzu glatte Integration durch einen Rückgriff auf ältere Vorfahren zu differenzieren, hat Martin Hielscher in seinem Beitrag „Kontinuität und Bruch der Genealogie. Die Inszenierung archaischer Familienstrukturen im Roman der ‚Migranten‘“ hingewiesen. An drei Beispielen zeigt er, wie die Enkel gegen und über die sich rasch anpassenden Eltern hinweg ihre Großväter vergewärtigend erzählen und auf diese Weise eine persönliche Identität entwickeln.

Hätte man darauf und auf ein ganz ähnliches Erzählmuster in amerikanischen Romanen nicht einen Hinweis in dem Beitrag von Jörg Thomas Richter, „Sippenhaft: Amerikanische Familienromane der Gegenwart zwischen Gattungsdiskurs und Sozialdifferenz“ (207–218), erwarten dürfen in einem Band, der *literarische Genealogien und internationalen Kontext* in seinem Untertitel verspricht? – Schon Eigler hat ja in *Senocaks Gefährliche Verwandtschaft* ein kulturelles Verhalten und Erzählmuster dieser Art entdeckt, dabei aber auch die Gefahr der Legenden-Bildung betont. Sicher mit Recht, wenn man an faktuales Erzählen denkt. Aber Legenden und imaginäre Genealogien können doch auch, literarisch betrachtet, eine höchst produktive Form von Fiktionen darstellen und kulturelle Praktiken der Identitätsstärkung vorstellen.

Die Wahl der Erzählposition in der Generationenskala hat Eichenberg unter Aspekten der Narration und Identitätsbildung diskutiert. Das sind ausgesprochen interessante Perspektiven für die Forschung, aber auch für die Fortbildung dieses Romantyps. Denn Opposition oder Allianz spielt ja für jedes Familienmitglied und seine Identität eine Rolle: Und warum sollte das auf die jeweilige Gegenwart begrenzt sein, warum sollte man sich, in bedrängter Lage, nicht ‚Gegner‘ und ‚Helfer‘ auch aus der Vergangenheit holen, indem man das Familiengedächtnis nutzt oder stört? Einem Romanerzähler ist vieles möglich, und einiges davon kann in alltägliche Kulturtechniken übergehen. Das gilt auch für die einander ausschließenden Dominanzen von Gegenwart oder Vergangenheit, die literarisch in eine bewegliche Balance gebracht werden können.

Toni Buddenbrook hat sich noch ganz, indem sie die Familien-Chronik las und sich darin fortschrieb, der Herrschaft der Ahnen und ihrer Firma überlassen müssen. Solchem „Buddenbrooks-Syndrom“ widmet Viviana Chilese ihren Beitrag „Die Macht der Familie. Ökonomische Diskurse im Familienroman“. In eigentlich gut sozialhistorischer Manier konstatiert sie

die „reale Bedeutung von Familienunternehmen in unserem kapitalistischen System“ (124) und weist auf die „Faszination von Verlegern und Autoren“ für entsprechende Publikationen hin wie etwa *Die Flicks*, *Die Oetkers*, *Die Reemtsmas* (121f). Da „dieses Modell scheinbar wenig Beachtung in der“ – von ihr knapp gesichteten und erwähnten – „wissenschaftlichen Literatur findet“, untersucht sie „eine Auswahl von Romanen [...], die sich in die Serie der klassischen Form von Familiensagas à la Buddenbrooks einreihen“ (122). Chilese kommt für diese neueren Romane zu ähnlichen, wengleich in den Tendenzen anders gewerteten, Ergebnissen wie wir bei unseren älteren Romanen. Am Schluss resümiert sie:

Offensichtlich erzeugt das Konzept in der Erzählliteratur Unbehagen, da in ihm mögliche repressive Strategien von familiären, ökonomischen und gesellschaftlichen Beziehungen, sei es in Folge von Nachfolgezwist, Generationenwechsel, Geschlechterrollenproblematik, Erfolgszwang oder Anpassungsfähigkeit exponentiell hervortreten können. Es überrascht allerdings, dass man seit dem Erscheinen von *Buddenbrooks* von der typischen Struktur von Blüte, Reife und Verfall nicht abgerückt ist (129).

„In Form ökonomischer Erpressung durch die Erbschaft sichern sich die jeweiligen Vorfahren ihr Auskommen und zwingen ihre Nachfolger zur Verwirklichung ihrer Wünsche“ (124), schreibt Chilese an anderer Stelle. Eine schroffe Zuspitzung, die zwar richtig ist, aber nicht zureichend. Denn die Erbschaft garantiert ja auch das gute Auskommen der Nachfolger und das Fortleben des ganzen Unternehmens; und die Zwänge dieser kollektiven Gesamtidentität sind tief genug und von Anfang an eingelagert in alle ihre Mitglieder, Söhne und Töchter wie Väter und Mütter, so wirken sie aus ihnen selbst heraus und nicht nur immer von neuem von außen in sie hinein. – Aber auch in anderer Hinsicht ist eine solche Bewertung unzureichend, weil sie sie nicht gegen die Zwänge der Kleinfamilie abwägt. Ein Familienunternehmen „lässt keinen eigenen Lebensentwurf zu, da das eigene Leben nicht mehr einem selbst gehört“ (127). Sicherlich! Aber gehören Frauen und Männer, und selbst Kinder und Alte, wirklich sich selbst in den ‚Seniorenheimen‘, den Kindergärten und Schulen, im Beruf und in Betrieben, die andern gehören; und selbst in diesen nach allen Seiten ausgesetzten Familien, gehört man da wirklich sich selbst so wesentlich mehr als ein Nachfolger in Familienunternehmen? Der eigene Lebensentwurf, gewiss,

mag in der kleinen Familie entstehen, aber die Lebenswirklichkeit dann fühlt sich wahrscheinlich kaum besser an.

Für die Großeltern hatte die traditionelle Formation des Ganzen Hauses noch mühelos Raum und Sinn, wie die berühmte Katechisierung Tonis durch den alten Johann Buddenbrook am Eingang des Romans zeigt. Unter dem Dach der Großfamilie – um noch einmal daran zu erinnern – war alles versammelt, wurde alles genutzt und hervorgebracht, was ihre Mitglieder brauchten. Erst als im Zuge der Modernisierung, der Industrialisierung und Institutionalisierung alle diese Funktionen nach außen verlagert wurden, wurde auch die neue Formation der Kleinfamilie möglich und notwendig, und mit ihr so etwas wie persönliche Identität, eigener Lebensentwurf und die Gründung der Ehe durch und auf Liebe, die allerdings schon länger literarisch fiktiv inauguriert worden war, wie Luhmann gezeigt hat. „Ehen werden im Himmel geschlossen und im Auto geschieden“, man kennt sein ‚mauvais‘ Bonmot. Man braucht die ältere Generationenfamilie nicht zu verherrlichen, wie das Wilhelm Heinrich Riehl im 19. Jahrhundert noch tat, als sie schon sich aufzulösen begann; aber man wird das auch nicht mit der Kleinfamilie tun, die ja deren Probleme nicht etwa gelöst, sondern nur durch neue Probleme abgelöst hat. Der mit ihr entstehende Liebes- und Eheroman hat das spätestens seit Goethes *Wahlverwandtschaften* (1806) schon weitblickend genug erzählt und für die adelige wie bürgerliche, ja sogar die proletarische Familie – wie Herrad Schenk gezeigt hat – nur noch immer genauer und kritischer hervorgekehrt, natürlich keineswegs nur in bloß literarisch-kulturellem Wandel.

Aber, als hätte es diesen wirklichen Prozess der Formationen, eine Sozialgeschichte der Familie und den sich darin vollziehenden Wandel des Liebes- und Eheromans gar nicht gegeben und als müsse man ihn auch gar nicht beachten, referiert Anderson in seinem einleitenden Beitrag „Die Aufgabe der Familie / das Ende der Moderne: eine kleine Geschichte des Familienromans“ eine abenteuerlich geistesgeschichtliche Fabel des angeblich weiblichen Familienromans von Pongs, gibt dann der nicht weniger abenteuerlichen Konstruktion einer robusteren, virilen Variante durch Watt einen gewissen Vorzug, um schließlich auf den restlichen Seiten mit einem guten Hegel-Zitat das „Ideal der Liebesehe“ als „Wert der modernen bürgerlichen Gesellschaft“ (26) zu konstatieren und dessen Krise, Hofmannsthal und Rilke kurz streifend, an Kafkas Hauptfigur des Junggesellen zu illustrieren. Was, immerhin, sicher nicht ganz verkehrt ist.

Ganz anders, bescheidener, näher am Text und der sozialen Wirklichkeit, arbeitet Petra Brunnhuber in ihrem Beitrag „Endstation Seniorenheim. Die Thematisierung des Alters im deutschsprachigen Roman der Gegenwart“. Sie geht vom realen ‚demographischen Wandel‘ aus, wie wir die Verschiebung der Altersproportionen gern topisch nennen, spricht kurz über die politischen und rechtlichen Debatten und Entscheidungen, wirft dann einen Blick auf die sich mehrenden Romane und Filme zu diesem Thema, und untersucht schließlich zwei Beispiele detaillierter: Annette Pehnts *Haus der Schildkröten* (2006) und Ulla Hahns *Unschärfe Bilder* (2003), eine Auswahl, die den Kontrast bei ähnlicher Grundstruktur freilegt.

Denn beide Romane trennen den Raum der Alten und Jungen und damit ihre Figurationen und verbinden ihn nur durch die Besuche dieser bei jenen. Die Alten, vor allem bei Pehnt, verfallen würde- und perspektivlos in ihrem Heim, die Jungen unterziehen sich dem Besuch als mühseliger Pflicht, mit bedrückenden Nachwirkungen und versuchten Fluchten. Bei Hahn, in einem weitaus komfortableren Seniorenheim an der Elbe, ermöglicht der Besuch der Tochter beim Vater, da sie beide gebildete Leute sind, immerhin Gespräche; die sich nach einer erheblichen Störung – hervorgerufen durch ein Zeitungsfoto aus dem Zweiten Weltkrieg, mit dem die Tochter den Vater konfrontiert – sogar vertiefen und an Sinn gewinnen.

Ulla Hahn zeigt, wie Tochter und Vater gemeinsam die Wahrheit der Vergangenheit und zueinander finden; wobei das Altersheim den Ort einer Annäherung darstellt und das Alter den positiven Aspekt aufweist, die Erinnerung für die nächste Generation zu bewahren (192).

Damit reicht dieser Roman übrigens in das Korpus der neuen deutschen Generationenromane hinein und wird auch in diesem Zusammenhang oft behandelt. – Petra Brunnhuber beobachtet die insgesamt bedrückende Bestandsaufnahme der Romane nicht ohne Beunruhigung und fragt, auch im Rückblick auf ältere Zeiten und den dort hohen Wert des Alters, am Schluss fast schüchtern, „könnte Literatur aber nicht auch positive Möglichkeiten und andere Lösungen für das Alter bieten“ und so eine „positive Veränderung des Altersbildes bewirken?“ (194).

Mit diesen wichtigen Fragen nach einer nicht nur bestandsaufnehmenden, sondern auch Varianten fingierenden, orientierend kulturellen Rolle der Literatur geraten wir in ein interessantes Problemfeld von Sozialge-

schichte und Literaturprozess, das wir, ohne es auch nur richtig zu klären oder gar lösen zu können, wenigstens umreißen wollen.

Brunnhuber benennt ihre Textsorte mit dem Namen Familienroman, weil ja immerhin sich Alte und Junge noch begegnen, wenn auch außerhalb der Familie. Sie hätte diese Texte aber auch mit fast ebenso gutem Recht mit dem Namen Altersromane belegen können; genauso, wie wir eine Reihe neuester Texte Jugendromane nennen und auch ähnliche Romane um 1900 (etwa Hesses *Demian*) so benannt haben. Oder wie wir Texte zwischen Jugend und Alter eben Liebes- und Eheromane nennen, auch wenn sie nicht nur verheiratete Paare, sondern zusätzlich gefährliche Liebschaften oder Patchwork-Gebilde oder inzwischen Single-Beziehungen gleicher oder verschiedener Geschlechter erzählen. Und auch die Mehrgenerationenromane älterer und neuester Zeit dürfen diesen Namen beanspruchen. So sind im literarischen Prozess eine ganze Menge unterschiedlich thematischer Textarten entstanden, die sich oft überschneiden, zu flüchtigen Protogenres wie den Jugendromanen entwickeln oder auch zu veritablen länger haltenden Genres verfestigen können, wie etwa der Entwicklungsroman seit Goethes *Wilhelm Meisters Wanderjahre* (1795/96). – Wir sollten, auch wenn wir diese Textarten und Genres differenziert benennen und in Genese und Wandel noch genauer fassen müssten als bisher, ihnen trotzdem den allgemeinen, altmodischen Namen Familienromane nicht vorenthalten.

In unserer Einführung und den folgenden Beiträgen ist immer wieder leicht formelhaft die Rede vom Wandel der alten Groß- zur neueren Kleinfamilie, und selbst viele unserer Romane stellen solche Vorgänge in dieser Weise dar. William H. Hubbard hat in seiner *Familiengeschichte* diese Auffassung gehaltvoller zusammengefasst und als eine lange dominierende „These eines linearen Übergangs“ (9) kritisiert. Sie sei „nicht direkt falsch, aber zu wenig differenziert“, von „der vorindustriellen Familie und der modernen Familie kann nicht gesprochen“ werden. „Die Familie zeigt vielmehr eine Vielfalt von Formen und Verhaltensweisen, die vor allem durch materielle Umstände beziehungsweise Produktionsverhältnisse bedingt sind“ (10). Da hat er natürlich recht, das soll hier eigens vermerkt sein; und seine *Studien und Materialien zur deutschen Familie seit dem Ende des 18. Jahrhunderts* wird man so wenig unberücksichtigt lassen wie Heidi Rosenbaums *Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts*, wenn man die deutsche Familienliteratur erforscht. In

dem weiten raum-zeitlichen Horizont unserer Untersuchungen freilich war eine – allerdings niemals ‚linear‘ verstandene – verallgemeinernde Typologisierung so unvermeidlich wie nützlich. Und natürlich auch, für interessierte Leser, ausreichend verständlich. Deshalb noch einmal unsere leicht vereinfachende Rede:

Was sozialgeschichtlich einmal die Sippen, die großen Familien- und Generationenverbände waren, dann die immer noch großen und trotz aller Belastungen einigermaßen stabilen Kleinfamilien, die sich neben vielen moderneren, fragmentarischen oder komplexeren Gebilden, erhalten haben; und die alle trotz ihrer Sonderformen aufeinander angewiesen bleiben: das mag und soll man natürlich als Formen einer Evolution unterscheiden, erkennen und benennen, aber eben auch unter dem einheitlichen Namen des Wandels der Familie fassen dürfen. Sie ist in dieser Vielgestalt ein bindendes Mittleres und ein ausgesetztes Zwischen von Einzelnen und Gesellschaft, auf dessen Intimität und Produktivität, Wunscherfüllung und soziale Leistung wir nicht verzichten können. Versteht sich, dass wir alle in diesem schönen und schwierigen Feld auf neue und alte Wahrnehmungen angewiesen sind, die unser eigenes Erleben und Erfahren übersteigen, also auch und vielleicht sogar vor allem auf die Literatur als ein höchst flexibles, Kultur generierendes Orientierungsmedium, das in abbildenden wie fingierenden Erzählweisen und Geschichten sich bewegt.

Für uns, die Sachwalter der Literatur, reicht das freilich nicht aus, gehört vielmehr die Wahrnehmung und Nutzung der soziologischen Familienforschung dazu. Oder, falls wir das nicht immer schaffen, zumindest die Lektüre ihrer Vermittlung in der Zeitung. Ein Beispiel, höchst nachahmenswert, sei hier erwähnt. „Love in the air. Der indische Valentinstag“ in der FAZ vom 8. Februar 2011, von Christiane Brosius, ihres Zeichens Professorin der ‚Medienethnologie‘. Sie beginnt mit der Legende des Heiligen Valentin, der im 2. Jahrhundert nach Christus „Verliebte traute“ und skizziert dann ihre kulturhistorische Wirkung und gegenwärtige Verbreitung. Es folgen indische Beispiele ihrer Vermarktung durch Medien, Werbung und Postkarten sowie deren Rolle im modernen Liberalisierungsprozess eines Liebesverhaltens, das gegen das traditionelle Muster der alten, arrangierten Kasten-Ehe verstößt. Sie berücksichtigt ein, erst 2010 vom Obersten Gerichtshof erlassenes Urteil, das es als „legitim bezeichnet“, dass „zwei Menschen sich schon vor der Ehe ineinander verlieben und möglicherweise sogar zusammenleben“. Sie vergisst aber auch nicht das demographische

Kuriosum, dass eine große Mehrheit der Heranwachsenden dieser neuen Liebessemantik folgt, gegen die Widerstände der alten Familien, und dass trotzdem eine fast ebenso große, sich mit jener überschneidende „Mehrheit urbaner Jugendlicher immer noch die arrangierte Ehe vorzieht“. Denn die „Unterstützung der Familie ist gerade in Zeiten wirtschaftlicher Mobilität und Risiken ein wichtiges Gut“, wie Brosius kommentiert. Genau das beleuchtet scharf jene Wünsche und Leistungen der Familie als eines ‚bindenden Mittleren‘, von dem wir zuletzt und mehrfach gesprochen haben. Bei ihr steht, auf ein paar Spalten mit illustrierenden Bildern, wofür wir ein paar hundert Seiten gebraucht haben! Das Ganze im Kleinsten, zum Schluss – und als Eröffnung.

Eine Literaturwissenschaft, die sich nicht im eigenen Zirkel verfängt und verzettelt, wird diesen weiten Horizont im Blick haben, nicht nur um neue Forschungsfelder zu finden, sondern auch um den Lesern, Kritikern und vielleicht auch wieder den Autoren dienlich zu sein.

Hamburg, im Frühjahr 2011

*

So war unser Buch abgeschlossen, endgültig. Da geriet mir auf dem Tisch vor der Bibliothek, wo Studenten und Kollegen ihre abgefertigten Bücher hinlegen, *Das Gewissen der Männer* in die Hand, *Reportagen aus der orientalischen Despotie* (1992) von Cheryl Benard und Edit Schlawer. Das klang zugespitzt und da ich ein Mann bin, auch auf mich gerichtet. So nahm ich es auf, überflog das Inhaltsverzeichnis und las dann das erste Kapitel: über Shalina und ihren Mann, der sie verbrannt hatte, und ihren Vater, der das vergeblich gerichtlich verfolgt wissen wollte – einer der vielen Morde an Ehefrauen, die in Indien begangen, kaum aufgeklärt, in Prozessen verschleppt und nicht bestraft werden.

Daran wollte ich nicht vorübergehen. Wie an so vielen anderen Untaten unserer modernen Zivilisation. Ich nahm den schmalen rororo-Band mit und las an den folgenden Abenden eines dieser Kapitel aus verschiedenen Ländern, von Schrecken zu Schrecken weiter getrieben.

„Die Ehe in Indien ist ein Geschäft“, erklärt eine Sozialarbeiterin (20). Doch nur für den Mann und seine Herkunftsfamilie – für die Frau kann das den Tod und ihre Herkunftsfamilie den Ruin oder Schande bedeuten, wenn

sie nicht zahlt. Denn es geht nicht nur um eine aufwendige Hochzeit oder Familiengeschenke (oder wie früher in Europa um eine Mitgift). Die vielseitigen und extremen Forderungen werden auch nicht vorher vertraglich fixiert, sondern nach Verlobung und Hochzeit gestellt und gesteigert. So wird die Tochter zur Geisel der Großfamilie des Mannes, der Vater der Tochter in doppelter Weise erpressbar, weil er diese nicht Qualen und Tod aussetzen will, sie aber auch nicht wieder zu sich nehmen kann, da eine Scheidung den Ruf seiner Familie und die Ehe-Chancen der andern Töchter (und Söhne) zerstört. – Wir haben auf ähnliche, aber weniger krasse Bedingungen solcher Art am Beispiel von Tonis Ehen in den *Buddenbrooks* hingewiesen.

Shalinas neue Großfamilie hatte

viele Probleme. Dieser junge Mann sollte einen Job kriegen, jener sein Studium finanziert bekommen, dieser Teil vom Haus renoviert und jenes neue Geschäft unterfangen der Familie mit Kapital ausgestattet werden. Shalina wurde, um diesen Forderungen Nachdruck zu verleihen, geschlagen. Tagelang bekam sie nichts zu essen. Das sollte sie ihrem Vater berichten, damit er Angst bekam um sie und zahlte (21).

Der Vater wollte sie zurücknehmen, aber Shalina hat eher alles bis zum Schluss ertragen. Ihr Mann hat sie nicht wie üblich mit Benzin, sondern mit Whisky übergossen, angezündet, eingeschlossen und dann, als ein Nachbar intervenierte, sie solange ziellos durch die Straßen gefahren, bis keine Rettung mehr war. Sie ist im Krankenhaus gestorben. Berühmt geworden, weil ein herbeigerufener Filmemacher das Zeugnis der Sterbenden, ihre letzten geflüsterten Worte, aufgenommen hat.

Das ist nur eine dieser Geschichten, in Indien und anderen Ländern des Orients, die die reisenden Forscherinnen in entsetzter Teilnahme mit den Frauen erzählen und ihrer Empörung Ausdruck verleihen, in starken schlagenden Worten. Erst gegen Ende erhellt sich ein wenig die Düsternis dieser Verhältnisse. „Drei Frauen“, so heißt das Kapitel, als ob es an Musil erinnern wollte. Sie erzählen ihr Leben selbst, in einer persönlichen, sehr behutsamen, suchenden Sprache. Mimi, Kyra, Aisha kommen aus liberaleren Herkunftsfamilien, leben in Ehen und Verhältnissen in Europa und versuchen sich selbst und ihren Weg zu finden „zwischen den Fronten“, wie der Untertitel lautet. Einsperrung und Bedrängnis, Gewalt und Tötung sind hier weiter entfernt, aber noch immer sind sie wirksam und spürbar bis in

die kleinsten Gefühle und Schritte, schwierig und unsicher, verwirrend, zerrissen. Sogar für den Bruder Aishas, im nächsten Kapitel, „Mahmat, der Hüter seiner Schwester“ sein soll in Deutschland und nicht weiß, wie er das bewältigen kann. Gerade wenn ihm ganz fern liegt eine Untat wie der berüchtigte ‚Ehrenmord‘, den Ayhan begangen hat an seiner zwischen den Fronten zu leben versuchenden Schwester Hatun Sürücü, die die „Ordnung der Familie“ beleuchtet, wie der Titel einer Rezension das benennt (SZ vom 30. August 2011, 14).

Es kann sein, dass wir die Ordnung in den älteren und neueren Großfamilien nicht in der gleichen Schärfe gesehen haben oder auch sehen konnten. Einmal, weil Literatur, die immer neue und bessere Möglichkeiten des Lebens sucht und fiktiv erprobt, damit einen leichten Schleier über die Dinge legt, die Schwere, Schrecklichkeit und Vertracktheit des tatsächlichen alltäglichen Lebens. Zum andern, weil fast alle unsere Texte von Männern verfasst – von Männern auch untersucht worden sind, mit einer Ausnahme. Das mag die Einrede der Frauen wenigstens hörbar machen. Fiktionale und faktuale Literatur, ich weiß es wohl, sollen wir unterscheiden. In einer Wissenschaft macht das Sinn – aber der Weisheit letzter Schluss wird es nicht sein. Denn hinter den Zeichen erst liegen die Dinge.

Sorgsamste, wohl überlegte Schrift, immer ist sie überholbar durch neue Schriften und Perspektiven, ohne die Wirklichkeit selbst am Ende zu fassen. So wie der schnelle Achill die schwerfällige Schildkröte niemals erreicht, oder sie nur überrennt, übersieht.

Heinz Hillmann, 11. September 2011

Literatur

- Benard, Cheryl und Edit Schlaffer. *Das Gewissen der Männer. Geschlecht und Moral – Reportagen aus der orientalischen Despotie* (Reinbek bei Hamburg 1992; rororo aktuell 13015).
- Costagli, Simone/Matteo Galli, Hg. *Deutsche Familienromane. Literarische Genealogien und internationaler Kontext* (München 2010).
- Eichenberg, Ariane. *Familie – Ich – Nation. Narrative Analysen zeitgenössischer Generationenromane* (Göttingen 2009).
- Eigler, Friederike. *Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende* (Berlin 2005).
- Hubbard, William H. *Familiengeschichte. Materialien zur deutschen Familie seit dem Ende des 18. Jahrhunderts* (München 1983).
- Kilchmann, Esther. *Verwerfungen in der Einheit. Geschichten von Nation und Familie um 1840* (München 2009).
- Luhmann, Niklas. *Liebe als Passion. Zur Codierung der Intimität* (2. Aufl. Frankfurt a. M. 1982.).
- Rosenbaum, Heidi. *Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts* (Frankfurt a. M. 1981).
- Ru, Yi-Ling. *The Familiy Novel: Toward a Generic Definition* (New York 1992).
- Schenk, Herrad. *Freie Liebe – wilde Ehe. Über die allmähliche Auflösung der Ehe durch die Liebe* (München 1987).
- Weigel, Sigrid. „Generation, Genealogie, Geschlecht. Zur Geschichte des Generationskonzepts und seiner wissenschaftlichen Konzeptualisierung seit Ende des 18 Jahrhunderts“, in: L. Musner/G. Wunberg, Hg. *Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen* (Wien 2002), 161–190.